

Volks-Zeitung

Jahrgang 224

für Anhalt und Thüringen.

Nr. 265

Halle-Saale
Donnerstag, 10. Nov. 1927

Halle-Saale
Donnerstag, 10. Nov. 1927

Anzeigenpreis: 20 Pfennig pro Zeile pro Woche...

Das Martyrium der deutschen Minderheiten

Bergeht die Auslandsdeutschen nicht!

Unbegrenzte Leiden der Deutschen unter fremdem Joch — Neue Drangsalierungen der Südtiroler — Inschriften auf Grabsteinen nur in italienischer Sprache

(Telegraphische Meldung)

Innsbruck, 9. November.

Am Tiroler Landtag erklärte der Landeshaupmann: An den letzten Wochen ist ein schmerzlicher Druck auf alle Südtiroler Deutschen...

Erstgenberechtigt ab, wenn er das Prof... des nationalen Ausdrucks nicht von Volk zu Volk ist.

Tschechische „Bodenreform“

(Telegraphische Meldung)

Prag, 9. November.

Im Frühjahr 1926 hat der Vizepräsident der tschechisch-österreichischen Abgeordnetenversammlung...

Ein „würdiger“ Gedenktag

Von Oskar Friederich

Halle, 9. November.

Es sind neun Jahre her, daß Siebentausend dem „Sieg“ auf der ganzen Linie verhandelte.

Nehmen nicht diese Jähre gerade mit der Leidensgläubigkeit und vor allem mit der Bergeduldigkeit des deutschen Arbeiters?

Keine Verleumdung ist zu gemein, als daß sie nicht zur Gerabwürdigung unseres Volkes dienen könnte.

Clash-Lothringen für ein Ausnahmegesetz

(Telegraphische Meldung)

Strasbourg, 9. November. (U. P.)

Das „Journal de l'Est“ sieht noch als die bestmöglichen nationalen Grundgedanken der letzten Zeit zusammen...

Die Kullissen von Tanger

(Telegraphische Meldung)

Paris, 9. November.

Der „Temps“ führt in einem Artikel zur Tangerfrage u. a. aus: Man weiß, daß Frankreich, England, Spanien und Italien...

Allzu Sächerliches vom Brenner

Innsbruck, 9. November.

Bekanntlich ist von der Gemeinde Brenner in Südtirol ein Teil bei Österreich verblieben.

„Grenze zwischen Italien und Österreich, durch den Vertrag von St. Germain gebildet!“

Offene Worte der Opposition

(Telegraphische Meldung)

Prag, 9. November.

In der gestrigen Sitzung des Budgetausschusses fand eine große Aussprache zwischen der deutschen Opposition und den tschechischen Regierungsparteien statt.

Sie müssen heute einmal mit diesen Früchten der glorreichen Revolution rechnen.

Unterhaltungs-Beilage

Der Weg durchs Addermoor

ROMAN VON
KARL STRECKER ^[10]

COPYRIGHT 1927 BEI ERNST KEILS NACHFOLGER
(AUGUST SCHERL), G.M.B.H., BERLIN UND LEIPZIG

Als Ruth jetzt seine Hand mit dem brennenden Feuerzeug in der ihren hielt und warm drückte, hielten seine Augen den ihren stand. Es waren nur zwei Blicke, die sich trafen, aber diese Blicke hielten Mann und Weib.

Der Ritt hatte sie erwärmt, und ihre Pulse flogen. Es war, als ob die von den Pferden aufsteigenden Dampfwolken zwischen ihnen ein magnetisches Geheimnis einhüllten, einen geheimen Rapport zwischen ihren Körpern herstellten. Freudig und tief atmend waren ihre rosigen Gesichter einander zugewandt. Ihre Blicke lühten sich. Eine Flamme, eine einzige heiße Flamme, die wohl über ihnen geschwebt haben mußte, schlug auf sie nieder; auflodernd lagen sie einander in den Armen, während die Pferde ruhig standen und mit langen Hälften nach frischem Gras schnupperten.

Ruths Küsse waren leidenschaftlich heiß. Lokaiserblut hatte der Barfeler von ihrer Mutter gesagt. Ein Rausch, der keine Gedanken aufkommen ließ, hatte beide ergriffen, und sie hätten auch die Zeit vergehen, wenn nicht die Pferde unruhig geworden wären. So ritten sie im Schritt weiter, Hand in Hand, und immer wieder zum Kuß sich umarmend.

Sie kamen jetzt durch ein Lannendickicht, das sich zu beiden Seiten der Landstraße etwa hundert Meter bis zu Beginn des Buchenwaldes hinzog. Sie sahen sich an. Langsam weiterreitend, spähten sie nach einem Pfad in dem engen Baumbestand, der für Reiter passierbar war.

Während sie noch suchten, kam aus einiger Entfernung vor ihnen ein helles Hundegelläuf. Dieter kehrte sich nicht daran, aber Ruth horchte auf.

„Das ist Sherry“, sagte sie. „Der Stallterrier, der nur mit Pferden läuft. Wahrscheinlich ist Bogislav da irgendwo im Walde.“

„Daß ihn! Wir können doch abbiegen“, sagte Dieter und warf einen Blick auf das schwiegsame Lannenheer an der Seite.

Ruth schüttelte den Kopf. „Sherry würde unsere Spuren finden, die verdammt kleine Schnüffelnafe. Das geht nicht. Aber wir treffen uns morgen!“

„Morgen muß ich fort von hier und muß Abschied nehmen“, zitierte Dieter trübsinnig. „Heute ist der letzte Ferientag!“

„Das ist ja unmöglich“, rief die temperamentvolle Kleine „Gipsy“, wie man sie in der Pension genannt hatte, und zuckte so heftig mit der Hand, daß ihre Fuchsstute, im Maul gerissen, den Kopf zurückwarf und Miene machte, abzubrummen.

Eine letzte Umarmung wurde schon von dem näherkommenenden Gelläuf des Foxterriers abgekurzt. Die beiden Reiter trabten jetzt und wurden bald von dem schwarz-weißen Stallhündchen freudig umsprungen, das ihretwegen sogar eine Eichhörnchenjagd im Stich ließ.

Wirklich tauchte nach einer Weile Bogislav von Brooken mit seinem dünelhaften Habichtsgesicht zwischen den Baumstämmen auf. Er ritt einen Roßschimmel und war begleitet von einem Reitknecht, einem auffallend hübschen Burschen. Sehr großspurig! — dachte Dieter.

Der junge Brooken, um wenig älter als Dieter, war seit einem halben Jahr dessen Klassenosse, denn er hatte infolge eines „Consilium abeundi“ das Gymnasium gewechselt. Ein Ton kühler Höflichkeit, der bei dem Altenbecker schon nahe an Hochmut grenzte, bestand zwischen ihnen. Sobald Brooken die beiden Reiter bemerkte, kniff er die Augen zusammen, als ob er nicht gut sähe, und machte eine erstaunte Miene.

Aber Ruth lachte ihn aus. „Sehr geistreich siehst du mit dem Gesicht gerade nicht aus, Bugsl!“ spottete sie, und ohne ihm Zeit zu lassen zur Antwort, fuhr sie hurtig wie eine Blappermühle fort: „Wir waren bei der Hexe von Endor. In Dobberluch. Haben uns weisfagen lassen. Na — allerhand. Von dir auch.“

„Von mir?“

„Ja, die Alte weisfagte mit Bestimmtheit: Du fällst im Herbst beim Abiturientenexamen so heftig durch, daß du bei den Antipoden, Neuseeland oder so, wieder herauskommst.“

„Ach, Unsinn.“ sagte Brooken und zog die Stien kraus. Dann, mit einem mißbilligenden Blick auf die beiden Pferde: „Ihr scheint ja schön Kadappelt zu sein.“

„Kadappelt ist gut“, rief Ruth, die ihn nicht zu Wort kommen lassen wollte. „Wir haben 'ne kleine Stäwelschiet geritten. Mein Winnebaha.“ sie gab der Fuchsstute einen leichten Schlag mit der Hand. „Ist die schnellste von euch allen, wetten, daß?“ — Sie warf ihr Pferd wie zum Starten herum und jagte querwaldein in der Richtung auf das Gut Altenbeek. Ein gefährliches Unternehmen, besonders für die Kniescheiben, obwohl die großen Buchen hier nicht allzu dicht standen.

„Schnitzeljagd“, rief sie im Galopp, über die Schulter zurück. „Wer fängt den Fuchs?“

Es war ein Augenblick, der Reiter und Pferd verlocken mußte zu frühlichem Jagdritt, aber dem korrekten Brooken war das Ganze wieder mal eine von den „impulsiven Improvisationen“ Ruths, die er namentlich deshalb mißbilligte, weil er nicht vorher gefragt wurde. Verärgert parierte er seinen Roßschimmel, der wie die beiden anderen Pferde bockte und bäumte, um nachzusetzen. Natürlich durfte der Reitknecht auch nicht folgen; aber auch Dieter hielt seinen unruhigen Gaul zurück. Er schaute sich vor dem Verdacht eines Liebesverhältnisses mit Ruth, zumal gegenüber dem unsympathischen Brooken, der vorhin ein so argwöhnisches Gesicht gemacht hatte.

In trüben Gedanken ritt Dieter nach Hause. Die Begegnung mit Brooken legte sich wie ein Mauereis auf seinen Sinnesraum, langsam tauchte die durch jenes Liebesabenteuer in den Hintergrund gebrängte Gestalt des schmerzigen Schlers wieder vor ihm auf. Gewiß würde Jochen Kowal sehr bald Sobtschel seinen Aufenthaltsort verraten, und der alte Gauner würde sicherlich keine Möglichkeit, sich irgendeinen Vorteil durch diese Kenntnis zu verschaffen, unversucht lassen.

Aber als er jetzt an den Barfeler See kam, dessen stille Schönheit in pfingstliches Blühen und Grünen eingebettet war, da sprang ein jähes Gefühl der Lebensfreude wieder in ihm auf, und damit neue Zuversicht. Was konnte ihm denn geschehen? Laßte auf ihn eine Schuld, für die er zu büßen hatte?

Schlimmstenfalls hatte er moralische Waffen gegen den Lumpenkerl in der Hand, und, was wichtiger war, sein väterlicher Freund und Gönner würde ihn auf alle Fälle schützen.

Wie zur Bestätigung seiner Stimmung lächelten ihm aus dem Graben, der sich zum See zog, ganze Kolonien der großen himmelblauen Vergißmeinnicht an, die er neulich auf blondem Haar bewundert hatte. Und sogleich schlug ein wunderbares Gefühl des Friedens und der Glückseligkeit alle Sorgen und Zweifel in ihm nieder. Rifelottes liebliches Bild verdrängte langsam wieder das der kleinen wilden Ungarin.

Wintorp, als ob er ahnte, daß sein Schützling in die Luftschicht der Lebensböden hineingewachsen, jetzt allerhand mit sich durchzumachen hatte, behandelte ihn heute, am letzten Ferientage, besonders freundlich und ließ ihn an einer wichtigen Beratung teilnehmen, die er mit seinem Oberinspektor Lorenzen hatte. Durch überragende Erfolge, die Wintorp mit der Moorkultur eines nassen Weidebruchs am See gehabt hatte, und die verständige Leitung dieser Arbeiten durch den Dithmarschensohn, war er auf die wagemutige Idee gekommen, das größte Bruch des Landes, eben jenes, das bald hinter Dobberluch begann und sich meilenweit hinreckte, zu taufen und ertragfähig zu machen. Ein Teil davon war freilich Kammergut, aber es blieb noch immer eine Fläche von mehreren tausend Morgen, die verhältnismäßig preiswert zu erwerben war. Wintorp vermachte dies großzügige Projekt zu finanzieren und hatte auch den schöpferischen Wagemut dazu. Die an manchen Stellen erhebliche Grundtiefe dieses Moores, die bisher alle Unternehmer zurückgeschreckt hatte, wollte er durch unterirdische Entwässerung großen Stils nach den neuesten Methoden beseitigen.

Dieter war Feuer und Flamme für dies Unternehmen. „Und das alles läßt sich nachher bestedeln?“ fragte er aufgeregt.

„Das gesteh' ich“, sagte Lorenzert in seiner friesischen Ausdrucksweise und lachte mit blauen Augen Wintorp an.

„Da können Sie ja“, rief Dieter seinem Pfiegebater zu, „wie der alte Faust sagen: Das Letzte ist das Höchsterreignis.“

„Genug, genug“, fiel Wintorp ein. „Ich will noch nicht den letzten Augenblick erleben. Es könnte einen freilich schon reizen: Auf freiem Grund mit freiem Volk zu stehen! Jedenfalls wollen wir uns noch ein wenig nützlich machen auf dieser nährreichen Erde.“ Er beupfte eine kleine Lippenwunde, die ihn seit einigen Tagen belästigte, mit kölnischem Wasser und fuhr fort: „Aber für dich, Dieter, habe ich jetzt einen Lebensberuf gefunden. Als da eben deine Augen so leuchteten, sagte ich mir, der Junge soll noch einmal ein nützlicher Kerl werden. Ingenieur ist vielleicht das Beste für dich. Natürlich keine Buntelacke. Großer Still. Vielleicht kannst du einmal dies ganze Werk übernehmen. Mehrere Jahre gegen doch darüber hin. Wer weiß, was inzwischen alles geschieht!“

In seinem markigen Gesicht sahen die Augen Träumen, und im Dunkel dieser Augen brannte ein Feuer, das über Unheil, Irrtum und Phantasie in eine klare Zukunft hineinleuchtete schien.

14

Die wenigen Wochen zwischen Pfingsten und Hundstagsferien waren schnell vergangen. Dieter hatte den ehrgeizigen Wunsch, von der mündlichen Abgangsprüfung befreit zu werden, und büffelte daraufhin von früh bis spät. Auch in den großen Ferien sah er, wenn im Schloß schon alles schlief, noch nach Mitternacht arbeitend in seinem Zimmer, das im ersten Stock des Flügels gelegen war.

Es mochten acht Tage seit Beginn der Ferien vergangen sein, als eines Abends kurz nach Mitternacht der Hofhund heftig bellend begann. Er wollte gar nicht aufhören, und Dieter war es unmöglich, dabei weiterzuarbeiten. Er laufte ein paar mal aus dem Fenster, aber es war nichts Verdächtiges zu bemerken. So legte er sich zu Bett und, obwohl das Bellen unausgesetzt anhält, schlief er bald ein.

Am nächsten Nachmittag war er wie gewöhnlich nach dem See haben gegangen. Als er durch den Wald zurückkehrte, spürte er im Fichingrund, der direkt an den Park stieß, auf einmal einen süßlichen Tabakgeruch, der ihn an vergangene Zeiten erinnerte. Doch fiel es ihm nicht weiter auf. Waldarbeiter pflegen ja solchen Schnatter zu rauchen, und im Dickicht des Waldes bleibt der Geruch lange hängen.

Als es dunkelte und er einmal ans Fenster trat, hatte er plötzlich das bestimmte Gefühl, als ob aus dem verschömmenen Grau der Büsche hinter dem Rosarium ein paar Augen auf ihn gerichtet seien. Er meinte, es sei eine Kage und klatschte in die Hände. Aber nichts bewegte sich. Nur schienen die beiden Punkte kleiner zu werden und langsam zu verschwinden. Er schüttelte den Kopf. Es ist doch gut, lachte er, daß das Büffeln bald ein Ende hat, ich bin überarbeitet und sehe schon Gespenster. Na, ein paar Wochen noch! . . . Er atmete noch einmal tief den feinen süßen Duft der Weinbüfeln ein, der von dem großen Spalier unter seinem Fenster hervorströmte, dann trat er zurück, knippte seine grüne Arbeitslampe an und machte sich an die Geschichtstafeln.

Aber auch in dieser Nacht war die Dogge wieder auffallend unruhig. Sie trabte wiederholt ums Schloß, und später bellte sie ein paar mal heftig. Aber gegen Mitternacht wurde auf einmal alles still. Wie am nächsten Morgen festgestellt wurde, war sie durch ein vergiftetes Fleischstück, das sehr schnell gewirkt haben mußte, getötet worden. Obwohl das Gebell verstummt war, spürte Dieter an jenem Abend eine seltsame Unruhe, eine unerklärliche Beklemmung ließ ihn nicht arbeiten. Als er einmal hinausblüfte, sah er zu seinem Erstaunen Irene im Nachtkleide auf dem Balkon ihres Zimmers stehen und angestrengt nach dem Gebüsch des Gartens hinunterhocken.

Kurz nach Mitternacht legte er sich zur Ruhe, konnte aber nicht schlafen. Draußen hatte es sich etwas abgekühlt, da ein in der Ferne vorüberziehendes Gewitter einige Regenschauer gebracht hatte. Um so drückender war im Zimmer die Schwüle. Dieter hatte beide Fensterflügel offengelassen. Er hörte die Schloßuhr halb schlagen, dann eins. Endlich sank er in Halbschlummer.

Ein Geräusch draußen am Weinspalier muß sich auf seltsame Weise in seine Träume gemischt haben, denn er träumte, Wintorp habe ihn geheißt, da hinaufzuklettern. Und er scheute sich, dabei die kalten Ranken zu zertreten. Plötzlich wurde er so kräftig am Arm gepackt, daß er sofort erwachte. Gleichzeitig legte sich ihm eine knochenharte kalte Hand auf den Mund, und er spürte einen eigentümlichen Geruch, der ihn sofort an Sobhschel erinnerte.

Er war es. „Hü! keinen Laut! Sonst!“ — er zog aus der Hosentasche seinen Nistfänger und öffnete ihn. „Du weißt, daß ich keinen Spaß verstehe. Und jetzt geht's um die Würstchen!“ „Was wollen Sie von mir?“ fragte Dieter trotzig, aber mit hartem Herzklopfen.

„Zastier will ich, viel Zastier.“

„Ich hab' kein Geld“, antwortete Dieter, während ihm allerbhand Pläne, sich seiner zu erwehren, durch den Kopf schossen.

Er bemerkte jetzt erst, daß Sobhschel das Fenster geschlossen hatte, bevor er ihn weckte. Nun legte der Gauner einen Stubenschlüssel auf den Nachttisch, — vermutlich war es der zur Tür, die er als vorsichtiger Mann abgesperrt hatte. „Wir können das alles in Ruhe abmachen“, sagte er, sich an das Bett setzend. „Eins will ich dir im voraus sagen“, fuhr er fort, und Dieter sah die den bekannten Griff seiner Hummerschere am Handgelenk, „wenn du Hals gibst oder mich nachher ansehen laßt oder so, dann bist du erledigt. Vollständig erledigt. Verstandemuh?“

„Sie können mir gar nichts.“

„Das werden wir ja sehen.“ Er fingerte eine Weile an der Nachttischlampe herum, bis er den Knopf fand und knippte das Licht an. Es beleuchtete einen wüsten Kopf. Sobhschel sah noch verwahrloster aus als früher: die Gestalt eckig und bager, das Gesicht gedunsen, und der grau gewordene Bart begann jetzt dicht unter den Augen. Als das Licht brannte, zog er mit seinen schwarzbraunen Ringelhandsen ein Bündelchen Papiere, die in ein Zeitungsbüchlein gewickelt waren, aus der Brusttasche.

„Damit du siehst, woran du bist! Also, wenn du mir nicht in allem gehorcht, was ich von dir verlange, erzähle ich deiner Ergzellenz, was du für einer bist.“

„Das weiß Ergzellenz längst! . . .“

„Das weiß er nicht. Er weiß nicht, daß dein Vater sich im Gefängnis aufgehängt hat.“

Dieter war in diesem Augenblick, als rieselten kleine Eisstücke an seinem Rückgrat hinunter.

„Daß deine Mutter eine Brandstifterin war —“

„Das ist nicht wahr!“ rief Dieter und sprang aus dem Bett, sich nach einer Waffe umsehend.

„Ruhe, Ruhe“, sagte Sobhschel und sah ihn mit einem schnellen Blick drohend an, während er in die Rocktasche sah, in die er sein Messer geschoben hatte. „Wir wollen alles in Ruhe abmachen, das ist für beide Teile am besten. Deine Mutter hat die Forst ansteden wollen, das steht in den Gerichtsakten.“

„Nein, das hat sie nicht!“ rief Dieter außer sich. „Sie hat,“ ihm stockten die Worte in der Kehle. Er schämte sich, vor diesem Menschen von der Unglücklichen zu sprechen.

„Ja, mein feines Büschchen, das ist alles wahr“, sagte er mit grimmigem Wehagen und sah ihn höhnisch an. „Der königliche Revierförster und ich, Richard Sobhschel, haben das beide zu Protokoll gegeben, nach bestem Wissen und Gewissen! — Und was das andere betrifft, so haben wir hier einige Sachen:“ Er zog zwei vergilbte Zeitungstücke aus der Brusttasche und gab sie Dieter zu lesen. Sie waren aus einem kleinen Lokalblatt geschnitten.

Während des Lesens begann Dieter leise zu zittern. Dann sah er Weile wie gelähmt. Die Unmenslichkeit Sobhschels erschien ihm plötzlich Nebenache. Er sah nach dem Datum. Aber auf dem Ausschnitt war keins zu finden. Nur nach politischen Notizen, die sich auf der Rückseite befanden, ließ sich ungsähr berechnen, daß die Blätter sechzehn bis siebzehn Jahre alt sein mochten. Doch lag noch dem Inhalt der Frage kommenden Abschnitte eine Frist von etwa einem Jahr zwischen dem Erscheinen der beiden Berichte. Die Tatsachen, die dort erzählt wurden, waren aufregend genug.

Sie betrafen Dietrichs Vater. Auf dem einen Blatt wurde berichtet, daß er wegen Betrugs verhaftet worden war, und das Nähere über die Art seines Vergehens mitgeteilt auf dem anderen, etwa halb so großen, wurde erzählt, daß er sich nach fast einjähriger Untersuchungshaft im Gefängnis mittels eines Strides, den er aus seiner in Streifen gerissenen Hofe gedreht hatte, am Bettpfosten erhängt habe.

Fieberhaft arbeiteten die Gedanken Dietrichs. Sie sprangen von den schrecklichen Mitteilungen zurück zur Gegenwart. Er fragte sich, ob Wintorp von diesen Ereignissen Kenntnis haben möge. Sobiel schien ihm sicher, daß er dann der einzige war, der darum wußte. Denn darüber, daß sein Aufenthalt hier, sein Verkehr mit den Familienmitgliedern wie mit seinesgleichen unmöglich gewesen wäre, wenn Frau Leonie dies alles gewußt hätte, gab es keine Zweifel.

Später erst sollte er erfahren, daß Wintorp tatsächlich schon, kurz nachdem er Dieter bei sich aufgenommen hatte, durch eingehende Erkundigungen von allem unterrichtet worden war. Er hatte sich sogar nach mehrmaliger Rückfrage direkt mit dem Untersuchungsrichter in Verbindung gesetzt und über den Betrag und den Charakter des Angeklagten volle Aufklärung gesucht. Vor jedermann aber, selbst vor seiner Frau, hatte er das Schicksal von Dietrichs Eltern streng geheim gehalten und nur ein „Früherwaits“ gewissermaßen als Tafel über diese Vergangenheit des Knaben gehängt.

(Fortsetzung folgt.)

Landstreicher

Skizze von Gustav Finke-Bülter.

Bernab vom lauten Fröhlichkeit der Andern, der Jungen, Tanzenden und Ländelnden, saßen hinter schweren Sammetkissen die Freunde, die Vertrauten. Sie hoben ihre Römer, lächelten dem Geseierten zu, tranken und schwiegen. Warum sollten sie sprechen? An diesem festlichen Abend war so viel gesprochen worden, daß man füglich schweigen mochte in der zweiten Stunde nach Mitternacht. Das Schweigen lastete nicht. Jene Ruhe schwebte im Raum, die vor Behaglichkeit summt und Sekunden wie Tropfen in kristallener Schale sammelt.

Als endlich einer sein Glas nahm, es gegen das Licht hielt und anhub zu reden, verzogte er kaum die Stirn.

„Laßt uns an den Ausbruch denken, ihr Silbergreise“, sagte er. „Dein Wohlsein zuerst und zuletzt, Christoph. Von tief unten herauf führte dein Weg, nun siehst du am Gipfel. Dein Name leuchtet.“

Aber der Mann, dessen Stirn den unsichtbaren Lorbeer trug, errungen im geistigen Kampf mit Stahl und Eisen, hob leicht den Arm. Ein Jüngling auf lautlosen Sohlen füllte abermals die Gläser.

„Bleibt noch ein Weilchen, Freunde“, bat der Geseierte. „Schenkt mir noch eine Stunde.“ Und dann, als drängten Erinnerungen sich gewaltig hervor, die da einen Ausgleich schaffen, ein Gegengewicht bilden wollten zu all den Folgen seines Lebens, begann plötzlich der Industrielle zu erzählen:

„Von Hesse wanderte ich ins Bayernland hinein. Allein zog ich meine Straße, das Rängel auf dem Rücken; ein Wanderbursch, sorgenlos, frei, glücklich! Der Sommer war schön und die Bauern in froher Erntehoffnung freigebig. Auf Heuböden schlief ich, auf Brunnenrändern aß ich meine Suppe und den Kranten Brot, die ich mit dem Hute in der Hand erwarb. Den fernen Alpen strebte ich zu.“

Stürme meldeten den Herbst. Mir schien es rassam, irgendwo bei einem kleinen Meister unterzutreiben. Doch so sehr ich anlopfte und vorsprach, meine Fähigkeiten lobte, es gelang mir nicht. Mißmutig saß ich in der Herberge einer kleinen Stadt, suchte mein Vermögen und fand, daß es gerade noch für ein farges Abendessen und ein Bett für die Nacht ausreichte. Das Ausschängeschild vor der Tür kretschte häßlich, die matten Flammen der Petroleumlampen fladerien.

Dann sah ein Mensch an meinem Tisch, ein Fremder. In Grübeleien versunken, von Heimweh geplagt, hatte ich ihn nicht kommen sehen. Er sah da, sah mich lächelnd an und rief: „Grüß Gott, Kunde“, sagte er.

Ich ließ ihn ohne Antwort. Mir war nicht danach zumute, mit ihm ein fades Gespräch zu führen, zumal, da ich ihn festlich musterte, er keinen besonders erquicklichen Anblick bot. Nahe der Dreihüg, wie mich dünnte, blaß und hager, schlotterte eine Pelerine um seine Schultern, die von Wind und Wetter mitgenommen, eine grünlige Farbe zeigte. Was mir jedoch auffiel, waren seine Augen. Der Ausdruck darin, schwermütig oder schmerzlich, erinnerte an den Blick eines gefangenen Tieres. Unversehens ward ein vages Mitleid in mir rege.

Er achtete meiner Sprödigkeit nicht, unverdrossen fragte er, wes Landes Kind ich sei, woher ich komme und wohin ich wolle.

„Du bist noch jung, achtzehn, neunzehn. So jung bin ich nie gewesen. Zu der Zeit sah ich schon im Gefängnis.“

„Im Gefängnis!“ entfuhr es mir. „Warum? Gewiß unschuldig.“

„Nein, nicht unschuldig. Und warum? Aus Liebe. Ich erzähle dir später davon. Denn wir werden zusammen wandern, du und ich. Da hat man viel Zeit unterwegs.“

Und ich wanderte wirklich mit ihm. Er hatte nicht einmal nötig, mich lange zu überreden. Am anderen Morgen nahmen wir gemeinsam die Landstraße unter die Füße. Welches Handwerk Leopold eigentlich erlernt hatte, erfuhr ich nie; doch besaß er beglaubigte Zeugnisse und Ausweise aller erdentlichen Verufe, sei es Schuhmacher, Hufschmied, Graveur oder Zuderbäder, gleichviel welcher Art, er gab sich dafür aus und erhielt von den Meistern die Wegzehrung. Womit er ein lustig Dasein für uns aus den Taschen schüttelte. Holla! Das war kein Balgen mehr, kein trüffeliges Pfennigsammeln, das war ein herrenmäßiger Spaziergang von Städtchen zu Städtchen, waren warme Kleider, gedeckter Tisch, mollige Nachtruhe.

Sein Aeußeres blieb dasselbe. Auch seine Ansprüche stiegen nicht über ein bescheiden Maß. Mich aber verhätzte er, mich verzärtelte er wie ein besorgter Vater. Heute weiß ich, daß er mich liebgewonnen hatte, daß er einen Menschen haben mußte, für den er sorgen konnte. So duldete er nie, daß ich „Krauter stieß“. Ich führte die Kasse, kaufte ein, suchte ein nettes Gasthaus zur Unterkunft und lebte im übrigen meine Tage als wohlgemuter fahrender Gefelle.

Der Winter verlor seine Schrecken. Ich merkte kaum, daß er im Schwinden war. An einem Mittag, als uns die Sonne tüchtig den Pelz wärmte, sagte Leopold: „Wir müssen uns

trennen, Christoph. Ich gehe nach Oesterreich, und du wanderst nach deiner norddeutschen Heimat zurück. Deshalb Christoph? Weil ich nicht will, daß du verlerdest. Mich hat's aus der Bahn geworfen, und dich wird's aus der Bahn werfen, wenn du nicht zeitig umkehrst.“

Er möge mit mir kommen, bat ich. „Nein. Es muß dabei bleiben. Morgen sagen wir uns Lebwohl.“

Wir befanden uns in den ersten Straßen eines jetzt berühmten Kurortes. Da ich nun wieder allein für mich sorgen sollte, dachte ich, mich zu üben. Ich beschritt den Weg zu einer hübschen Villa, öffnete, zog den Hut und sagte meinen Spruch auf. Ein helles Kinderlachen antwortete. Dann ein fragendes Stimmchen: „Du möchtest etwas geschenkt haben, Onkel? Die Eltern sind im Garten. Ei warte, nimm dies, dafür kannst du dir viel Schönes kaufen.“

Das Mädchen, wohl sieben Jahre alt, streifte ein dünnes Ketten mit zierlichem Kreuz daran über den Kopf und drückte es mir in die Hand. Ich widerstrebte, doch die Kleine lächelte und ermunterte, bis ich den billigen Schmuck einsteckte. Als ich ihn am Abend Leopold zeigte, sagte er betroffen, ich habe etwas sehr Dummes getan. Das billige Ding sei feinstes Gold.

Wir berieten, wie mein Versehen wettzumachen wäre. Doch nur kurz. Und was nun geschah, habe ich geflüstert aus meinem Gedächtnis zu löschen versucht, so daß nur ein mattes Erinnern haftet. Das eine aber daraus bleibt mir bis ans Ende meiner Tage unergänglich. Den beiden Beamten, die auf der Suche nach dem vermeintlichen Dieb waren, erklärte Leopold: „Nicht der junge Bursch, ich habe den Schmuck gestohlen.“

Da ich bleich und zitternd vor ihm stand und sinnlose Worte stammelte, gab er mir beide Hände: „Laß gut sein, Christoph. Ich bin aus zähem Holze, ein Dieb mehr oder weniger schadet mir nicht. Dich aber würde dieser erste Schlag entwurzen.“

Dann folgte er den Männern. Was aus ihm geworden, weiß ich nicht.

Der Rhythmus einer schwermütigen Melodie erstarb in den Portieren.

Nach langer Pause kam es von irgendwo: „So trug er zum zweitenmal aus Liebe eine Schuld. Warum zuerst?“

„Er hat seinen Stiefvater, den Peiniger seiner Mutter, erschlagen.“

Herbstsegen

Skizze von Paulrichard Hensel.

Es war still in der Pension „Grita“ geworden. Die wenigen Sommergäste, die übrig geblieben waren, schienen es nicht zu merken, daß die Tage kürzer und die Wälder weiß wurden; und die Sonne selbst schien mit Licht und Wärme viel verträumtes aus regennassen Julitagen nachholen zu wollen. Da ging mit Rita Berg, der schlanken Frau, die viele Wochen schonbar zufrieden und sorgenfrei hier gelebt hatte, eine allmähliche Veränderung vor. Sie stand oft vor dem Spiegel und fuhr mit der Hand prüfend über das mit vielen grauen Fäden durchzogene Haar und das immer noch schöne Gesicht, das, namentlich wenn ein Lächeln es verschönte, getrost jünger als fünf- und vierzig Jahre gelten konnte. Und Frau Rita hatte auch, losgelöst von der gewohnten Umgebung in der Stadt und frei geworden in innerlicher Hingabe an die Natur, ganz andere Gedanken als beiseite zu sehen wie die Alten.

Das alles aber war wohl nur, weil noch der junge Jürgen Wels im Hause war, ein unberechenbarer, etwas sentimentaler, aber immer lebenswürdiger Maler, mit dem Rita Berg oft nach den Mahlzeiten noch eine halbe Stunde zusammen saß und über Bücher, Bilder oder neu entdeckte Schönheiten der Natur sprach. In der Art, wie sie sich am Morgen und Abend grüßten, lag fast Kameradschaftlichkeit, aber den Tag über war Wels doch allein, im Wald, auf den Hügeln oder auf dem See, — ja er versteckte sich mitunter, denn ihm war ein wenig bange vor der Frau, vor deren Geist er mit seinen wirren Anschauungen nicht zu bestehen glaubte, und die ihm ihr Seelenleben mit einer Offenherzigkeit entgegenzutrag, die ihn verlegen und still machte. Und es qualte ihn, daß er sich bisweilen verstellen mußte.

„Störe ich?“ Mit dieser Frage überrastete sie ihn einmal, als er mit seinem Skizzenbuch am Ufer des Sees lag. Sie setzte sich zu ihm, um zu sehen, was er gearbeitet hatte. Aber die Wälder waren leer.

„Es ist so schwer“, sagte Wels, „dies zu malen; Wie die Natur allmählich ein bunteres Kleid anzieht, das doch verlockender sein müßte als das eintönige Sommerkleid, und wie doch etwas Behemütiges in der Luft liegt, eine Ratlosigkeit, die Furcht vor dem Sommerende.“

Sie legte ihre Hand auf seine und sagte: „Warum denken Sie an den Herbst, lieber Freund? Wenn wir es nicht wollen, kommt er auch nicht für uns.“

Er sah bellommen auf die gepflegte, weiße Hand und dachte: Nun bin ich vielleicht töricht, wenn ich sie in dieser Ein-

sanft nicht küsse — und dann hob er den Kopf und sah das ergraute Haar der Frau . . .
Schweigend gingen sie nach der Pension zurück. In Rita Bergs Zimmer brannte lange das Licht, aber die Frau schlief nicht, sondern horchte mit wachen Sinnen in den frühen Abend hinaus, der Garten und Wald in seinen dunklen Mantel hüllte. Bläulich stand sie mit brennenden Augen am offenen Fenster — da war ein Plüßtern unten, Lachen und Küssen — und es war nicht schwer, aus den abgerissenen Worten den Maler und Getrud, die Tochter des Birzes, zu erkennen —

Am Morgen sahen sich Rita Berg und Wels wie immer gegenüber. „Ich fahre heute ab“, sagte die Frau. „Aber Sie werden wohl noch lange hier bleiben?“

Da begann der Maler langsam und stotternd zu sprechen: Daß er mit aller Unbeherrschtheit seiner Jugend dieses Mädchen im Hause liebe, daß er — der Wald draußen weiß es — wiedergeliebt werde, aber daß auch er fortmüsse und nicht einmal den Glauben habe, daß von dieser Liebe etwas übrig bleibe.

„Es ist ein Sommertraum für sie gewesen“, sagte er. „Die Blätter werden fallen und meine Spuren zudecken. Wenn der Herbst da ist, wird Getrud nichts mehr von mir wissen.“

Mit seltsam gepreßter Stimme fragte Rita Berg: „Warum erzählen Sie gerade mir dies alles?“

Da antwortete er schlicht: „Weil Sie mich an meine Mutter erinnern.“

Der Kopf der Frau war tief herabgesunken. In ihrem blaffen Gesicht verriet sich nichts von den fremden Gedanken, die durcheinander wirbelten und dann aufgeschwehrt davonflogen. Doch es blieb ein helles, befreiendes Erkennen: Er, der jung ist, fürchtet sich vor dem Herbst und ist ratlos, unklar und voller Zweifel — ich aber trage den Reichtum vieler erlebter Jahre in mir, die mich verstehend, wissend und gläubig machten — wie froh muß ich des Herbstes sein, daß durch ihn ich Mütterlichkeit leben kann —!

Drei Stunden später führte der Zug sie an letzten Feldern vorbei: Der Wind warf ein paar gelbe Blätter durchs Fenster auf ihren Schoß. Aber es war nichts von Wehmut in den dunklen Augen der Frau —

Glaube, Offenbarung und Geschichte

Vortrag von Professor Drews, Karlsruhe
in der Kant-Gesellschaft.

Die Ortsgruppe Halle der Kant-Gesellschaft eröffnete ihr Programm für das Wintersemester 1927/28 mit einem Vortrag von Prof. Dr. Arthur Drews aus Karlsruhe. Der Vortrag führte in die philosophische Gedankenwelt zur Zeit der Entstehung des Christentums und ordnete die christliche Weltanschauung in dem großen Zusammenhang der hellenistisch-jüdischen Philosophie ein.

Der Redner ging aus von dem ewigen menschlichen Streben nach unmittelbarer Erkenntnis der Wirklichkeit, das „wie ein Irrelicht“ durch die Zeiten fladere. Plato, Aristoteles, die Stoiker und die Skeptiker hätten geglaubt, zu dieser Erkenntnis gelangen zu können, eine jede Schu'e auf ihre besondere Weise. Die Skeptiker sahen ein, daß Gott nicht durch Denken zu ergreifen wäre, da er die Voraussetzung des Denkens sei. Vielleicht sei aber Gott in einem Zustand zu erfassen, der über dem Denken liege, im Zustand der Ekstase, durch unmittelbare Anschauung. Dieser Gedanke setzte sich im ausgehenden Altertum bei den Neuplatonikern, in den Mysteriengemeinschaften, in der Gnosis, besonders auch in der Philosophie Philons von Alexandria. Der „Logos“ (= Gottes Sohn) sei die Erkenntnis, die Gott von sich selbst habe, die von Gott herrühre, und die der Mensch von Gott habe. In der mystischen Ekstase fühle der Mensch sich eins mit Gott.

Diese Anschauung Philons sei nichts Vereinzelt; diese „Gnosis“ habe einen ungeheuren Einfluß auf die Gebildeten, und auch das Christentum wurzele in dieser Anschauungswelt; besonders Paulus. Dieser erwarte die Erlösung zwar nicht vom Denken, sondern vom Glauben; aber der Glaube an Christus sei die Erkenntnis Christi, die sich auf Christus richte, die von Christus ausgehe.

Noch ausgeprägter sei anerkanntermaßen der gnostische Einschlag im Evangelium Johannis: „Im Anfang war der Logos (Luther übersetzt mit „Wort“), und der Logos war bei Gott und Gott war der Logos.“ Der Sohn bleibe in der Einheit mit dem Vater in dem Geiste. Die Liebe, die von Gott komme, und die Liebe zu Gott sei die Erkenntnis Gottes. Alle diese Sätze seien nur aus der gnostischen Gedankenwelt zu verstehen. Johannes setzte aber nun diesen Logos gleich mit dem Jesus Christus der synoptischen Evangelien.

Hiermit erlangte die „Liebe“, die zunächst eine rein intellektuelle Beziehung darstellte, einen gefühlsmäßigen Inhalt: Nicht durch mystische Ekstase wird die Erkenntnis erreicht, sondern durch schlichte Liebe zu Christus Jesus. Professor Drews meinte nun — und hier würde die

Kritik einzusehen haben — daß nur durch die Gleichsetzung des Logos mit einer geschichtlichen Persönlichkeit die Möglichkeit gegeben worden sei, daß das Christentum zu einer Religion der Massen werden konnte, während die Gnosis den „Begnaden“ vorbehalten blieb. Daraus sei dann auch die Feindschaft der Kirche gegen Gnosis und Mystik zu verstehen.

Die Sehnsucht der Menschen nach unmittelbar gewisser Erkenntnis könne nicht durch unmittelbare Anschauung der Gnosis erfüllt werden; die Kirche stütze sich deshalb auf den Begriff der Offenbarung. In Jesus werde Gott selbst Fleisch, werde die ewige Ideenwelt zur geschichtlichen Erscheinung. Das sei die Vorbedingung dafür, daß sich Gott allen Menschen mitteilen könne. Gerade deshalb könne Christus nicht nur als geschichtliche Persönlichkeit gewertet werden, meint Drews, denn sonst würde nicht die schlechthinige Gewißheit geben, die die Religion geben wolle.

Wenn der Vortragende dann meinte, eine solche unmittelbare Wirklichkeitserkenntnis könne auch die Religion nie geben, so kann ihm hierin nicht gefolgt werden. Er meint, daß die Wirklichkeit, indem sie Inhalt des Bewußtseins würde, aufhöre, Wirklichkeit zu sein, da sie eben nur Bewußtsein werde. Deshalb gebe es keine Offenbarung, nicht Glaube, sondern nur Glauben; der fromme Mensch glaube nur an unmittelbare Erkenntnis Gottes aus Gewohnheit und Vererbung. Ebenso wie die Wissenschaft führe auch die Religion nie zu einer zweifellosen Vorstellung der Wirklichkeit, sondern zu bloßer Wahrscheinlichkeit.

Es ist hier nicht der Ort, zu zeigen, daß diese Schlussfolgerungen stark anfechtbar sind. Nur angedeutet soll hier werden, daß der Vortragende von einer rein verstandsmäßigen, fast möchte man sagen rationalistischen, aufklärerischen Betrachtungsweise ausgeht. Die Religion und insbesondere das Christentum, machen aber den Anspruch auf eine neben dem nationalen Erkennen her laufende irrationale Gewißheit. Es ist wohl doch nicht so, wie Drews meint, daß Glaube und Wissenschaft mit denselben Erkenntnismitte'n arbeiten, nämlich mit rationalen Begriffen. Und die Ansicht, daß neben der rationalen eine irrationale Quelle der Erkenntnis stehe — das Christentum nennt die Offenbarung —, dürfte mit rationalen Gedanken gängen nicht widerlegbar sein, sondern muß sich selbst in ihrem Bereich Rechenschaft ablegen.

Dr. S.

Woran wir kranken

Von Gustav Henkel

Woran wir kranken.
Das sind Gedanken,
Die immer graben —
Nicht Flügel haben,
Die niemals fliegen
Zu dem Vollbringen,
Die schnell erkalten
Bei dem Gefalten,
Die rußlos wandern
Nur zu dem Andern,
Die kindlich nimmer —
Nur „weise“ immer
Es selbst verlernten,
Vor dem bestirnten
Ewigen Neigen
Sich stumm zu neigen —
Still zu verwehen
Im Gottgesehen.

Buchkritik

Die Kirchen von Halberstadt. Von Dr. Oscar Doering. (Verlag Benno Felsner, Augsburg. Deutsche Kunstführer Bd. 10, Preis 4.— RM).

Eine Monographie mit der Liebe des Historikers und der Sorgfalt des Forschers geschrieben — das ist dieses Werk. Der Verfasser führt uns durch eine kleine Stadt, aber einen langen Weg durch die Geschichte. Vom 12. Jahrhundert an bis hinein in die Zeit des Rokoko geht der Leser mit ihm, durch alle Kirchen Halberstadts. Bei jedem Gotteshaus findet sich eine Erklärung des Namens, ein Ueberblick über die Entstehung des Bauwerks, die Beschreibung des äußeren und inneren Zustandes. Man darf annehmen, daß diese Darstellung so gut wie lückenlos ist. Eine wohlthuend kurze allgemein-geschichtliche Betrachtung leitet das Werk ein. Der Verlag hat das Buch gut ausgestattet, besonderen Wert erhält es durch eine große Reihe vorzüglicher Bildbeigaben, Einzel- und Gesamtaufnahmen. — Die Namen der Meister, die Halberstadts Gotteshäuser geschaffen haben, sind verschollen und vergessen — fast alle. Architektur, Malerei und die Gegenstände des Kunsthandwerks sind ein getreues Spiegelbild der Zeiten, denen sie entstammen. Dr. Doerings Verdienst ist es, solche Werk: hervorgefucht und den Freunden der Heimat, den Freunden der Kunst in seinem Buche wieder geschenkt zu haben.

